Vom Stamme der Riesen.

Roman aus der Gegenwart von Philipp Berges.

(10. Fortsetzung).

„Und das ist auch ganz wahr, denn ein Sohn, der die Mutter liebt, wird sie in jedem Weibe ehren, nicht nur in dem eigenen. Nun siehst du, Geliebte, daß es für mich nirgends ein Hindernis gibt. Vater und Mutter werden sich in dich verlieben, wenn sie dich erblicken, wie ich es getan habe. Reichtum ist mir schon als Schicksalsgeschenk in die Wiege gelegt worden, so daß wir unser Leben nach unseren Wünschen gestalten können. Wenn mich das Soldatenleben einmal nicht mehr freut, was ich mir heute nicht denken kann, oder wenn's dich nicht mehr freut, gehen wir auf Reisen, schlagen unser Heim in einer interessanten Großstadt auf oder gehen auf eines unserer Güter".

„Nach allem, was ich höre", scherzte Estella, „habe ich einen guten Griff getan".

„Ich werde immer im Vorteil sein", lachte Ladenburg und zog die Braut in seine Arme. „Aber nun noch einmal zu dir. Von Vater und Bruder hast du mir erzählt, auch, wie die Engländer sagen, von dem „anderen Burschen". Nun erzähle mir auch von deiner Mutter. Wird sie deine Wahl billigen?"

„Mit ihr werde ich mich leicht verständigen. Sie liebt mich abgöttisch. Auch ist sie ganz ohne die Vorurteile, die der Vater hegt. Du weißt, sie ist eine geborene Engländerin, ist in ihrer Jugend draußen in verschiedenen Kolonien gewesen und hat einen weiten Blick mit heimgebracht. Wenn man den Stolz auf das meerbeherrschende Albion abrechnet, dann kann man wohl sagen, daß sie im Laufe der Zeit eine deutsche Frau geworden ist, die uns und unser Volkstum versteht. Du wirst sie sicher gern haben, nachdem du sie kennengelernt hast!"

„Du weißt es, daß ich kein Freund Englands sein kann, das uns in unserer Entwicklung hemmt, aber diese Engländerin fange ich jetzt schon an zu lieben", sagte Ladenburg zärtlich, „bist du doch ein Teil von ihr".

Unter solchen Gesprächen flog die Zeit unmerklich vorüber. Viel zu früh, wie es den beiden Verliebten schien, kam man in Kandy an.

Nur noch wenige Stunden lagen bis zur Abreise aus Ceylon vor ihnen.

Am Abend gaben die Konsuln ihrem scheidenden Schützling ein großes Abschiedsfest. Alles, was Namen von Klang besaß in der deutschen sowohl wie in der englischen Kolonie, versammelte sich in dem weiten Park, der das Bungalow in der Flower Road umgab. Nach dem Mahl fanden die Gäste Sessel auf dem Rasenplatz aufgestellt. Braune Diener trugen den Kaffee hinaus, und die obligaten singhalesischen Zauberkünstler und Schlangenbeschwörer führten ihre Künste vor.

Richard Perkins, der englische Vetter Estellas, war noch einmal aus seiner Garnison zurückgekommen und ging fast den ganzen Abend nicht von der Seite Hans Ladenburgs, dessen Freundschaft er geradezu zu suchen schien.

„Es ist das erstemal", sagte er, „daß ich in einem deutschen Offizier einen so liebenswerten und verständigen Kameraden finde."

Der Oberleutnant wehrte ab. „Dann scheinen Sie noch nicht vielen deutschen Offizieren begegnet zu sein".

„Ich gebe es zu", erwiderte der Kapitän, „es ist möglich, daß ich mir eine unrichtige Vorstellung von euch gemacht habe. Zum gegenseitigen Verständnis des Volkes würde es viel beitragen, wenn deutsche und englische Offiziere einander häufiger begegneten".

„Das würde nach meiner Ansicht nicht viel nützen, denn wir sind nur zum Gehorchen, nicht zum Politisieren da. Die Regierenden sind es, die zur richtigen Einsicht kommen sollten".

„Sprechen Sie jetzt von Deutschland oder von England?"

Ladenburg lächelte. „Von England natürlich. Wir brauchen Ausdehnung, die ihr uns verweigert. Wir brauchen —"

„Deutschland fordert ja aber auch mehr, als England in Hinsicht auf seine eigene Sicherheit zulassen kann. Zu welchem Zweck braucht ihr zum Beispiel eine große Flotte?"

„Da sind wir bei dem richtigen Punkt angelangt, aber auch an dem Punkt, wo ich das Gespräch abbreche. Daß wir zum Schutz unserer Küsten, unserer großen Handelsflotte und unserer Kolonien eine starke Kriegsflotte gebrauchen, ist jedem ganz klar, nur einem Engländer nicht. Und zu meinem Bedauern leiden auch Sie an dieser englischen Verstocktheit, mein lieber Kapitän".

„Sie haben das Gespräch abgebrochen, sonst wäre ich so verstockt gewesen, sogar zu fragen, wozu ihr überhaupt Kolonien braucht, sagte der Kapitän lachend und streckte dem Oberleutnant die Hand entgegen. „Lassen Sie uns Freunde bleiben, lieber Kamerad, was an gegensätzlichen Anschauungen in den beiden Nationen vorhanden ist, das schaffen wir beiden doch nicht aus der Welt".

Von diesen gegensätzlichen Anschauungen war allerdings in der aus Deutschen und Engländern gemischten Gesellschaft nichts zu bemerken. In ungetrübter Heiterkeit floß der Abend dahin. Die Gespräche der Gäste umkreisten die ganze Welt. Kein fernes Wetterleuchten verkündete das eben heraufziehende Völkergewitter. Tiefer Frieden lag über der Erde. Die Kultur wuchs an allen Enden und verhieß das Herannahen des goldenen Zeitalters.

Spät in der Nacht zerstreuten sich die Gäste, nachdem der deutsche Konsul herzliche Abschiedsworte gesprochen hatte.

In der nächsten Morgenfrühe steuerte das Schiff, das Hans Ladenburg und Estella Martens in die Heimat entführte, aus dem Hafen von Colombo hinaus.

Von der unablässig rinnenden Zeit und ihrem Fahrzeug in doppelter Bewegung vorwärtsgetragen, zogen sie, wie wir alle, unbekannten Schicksalen entgegen.

Zweiter Teil.

1. Kapitel.

Vor einer Villa am Mittelweg zu Hamburg hielt um die Mittagszeit ein geräumiger Landauer, in dessen lackierten Teilen sich das Licht der Sonne und das Grün der Bäume spiegelte. Der stämmige Kutscher, der den hergebrachten Zylinder, den blauen Schoßrock und gelbe Stulpenstiefel trug, sah stolz auf zwei prächtige Schimmel nieder, in deren kurzgeschnittenen Mähnen kleine Rosen eingeflochten waren. In der alten Hansestadt pflegt man nur einmal im Jahre die Pferde so festlich zu schmücken, nämlich am Tage des klassischen Deutschen Derbys, das nicht weit von der Stadt, auf dem sogenannten „Horner Moor", gelaufen wird. Der Sonntag — denn immer wird das große Rennen an einem Sonntag abgehalten — war mit herrlichem, heißem Sommerwetter ins Land gezogen. Man schrieb den 28. Juni 1914. Das ganze weite Gebiet der Stadt erschien wie in eine einzige Laubkrone gehüllt, denn Hamburg ist, bis auf die klein gewordene Geschäftsstadt zwischen Elbe und Alster, eine riesenhafte Gartenstadt mit vielen Hunderten prachtvoller alter Alleen aus Linden, Ulmen, Kastanien und Ahornbäumen, die von den vorsorglichen alten Handelsherren seit Jahrhunderten angepflanzt wurden. Gleich blauen Augen sahen die beiden Alsterbecken zum klaren Himmel auf, überflattert von unzähligen schimmernden Segeln, durchschnitten von den Spuren der kleinen Dampfer, die den Verkehr zwischen den Vorstädten des nordischen Venedigs vermitteln.

So festlich wie der reichgeschirrte Landauer sah es in der Villa Martens am Derbysonntag nicht aus. Mit großen Schritten ging der Konsul in seinem Arbeitszimmer auf und ab; sein Gesicht drückte Ärger und Unbehagen aus. Er war in einer heftigen Auseinandersetzung mit seinem Sohne begriffen, der ruhig am Fenster stand und auf den harrenden Wagen hinabsah. Der Konsul war ein hochgewachsener Mann von nahezu sechzig Jahren, das Haar war schon stark ergraut, auch der nach englischer Manier ganz kurz gehaltene Schnurrbart; aus dem etwas geröteten Gesicht blickten kluge und energische graue Augen. Einen ganz anderen Typus vertrat der Sohn. Er war kleiner, hatte dunkelbraunes Haar und braune Augen, auch wies sein schönes männliches Gesicht eine Weichheit auf, von der in den Zügen des Vaters keine Spur zu finden war.

Der Konsul blieb stehen und blickte auf ein Bildnis, das auf seinem Schreibtisch aufgestellt war. Es war das Portrait Estellas.

„Noch nie", grollte der Konsul, „hat mir das Mädel einen so zähen Trotz entgegengesetzt. Habe ich sie deshalb auf Reisen geschickt, daß sie sich in den ersten besten Ritter, der ihr gefällt, verlieben soll?"

Der junge Mann lächelte begütigend. „Es ist nicht der erste beste, Vater, wie du zu sagen beliebst. Du weißt, ich habe mich gleich und gründlich erkundigt. Ladenburg entstammt einer alten angesehenen Familie, die den Adelstitel führen könnte, wenn ihr daran gelegen wäre, und er selbst ist ein Mann von unantastbarem Charakter. Man mußte doch damit rechnen, daß Estella einmal nach eigenem Ermessen ihre Wahl treffen würde, ich wenigstens — —"

„Ja, ja, ich weiß", unterbrach der Konsul, „ihr beide habt immer zusammengehalten wie Pech und Schwefel".

„Na, also ganz offen gesagt, ich kann wirklich nicht begreifen, und Estella auch nicht, was dein Sträuben eigentlich zu bedeuten hat, nachdem Estella wieder und wieder beteuert hat, daß sie den Mann ernstlich liebt und keinem anderen ihre Hand geben will".

„So! Das kannst du nicht begreifen. Natürlich, du hast ja nie auch nur einen Funken von Verständnis für das gehabt, was mein Leben ausfüllt, für das Geschäft, das mit seinen Armen den ganzen Erdball umspannt. Als du heranwuchsest, habe ich auf dich gehofft, denn in dir sah ich den zukünftigen Helfer und den Erben meiner Arbeit. Ich habe mich deiner Neigung gefügt, und du bist Arzt geworden. Da setzte ich meine Hoffnung auf Estella und habe mich in den Gedanken hineingelebt, daß sie mir den Kaufmann ins Haus bringen würde, der du nicht geworden bist. Und jetzt wollt ihr zum zweitenmal meine Hoffnung zuschanden machen".

„Schicksal, Vater. Du bist noch so kraftvoll und frisch, wie es die meisten Jüngeren nicht sind. Soll Estellas Lebensglück geopfert werden?"

„Höre, mein Sohn", sagte der Konsul ernst, „du bist zwar ein Arzt und Naturforscher, aber über dieses sogenannte Lebensglück junger Mädchen hast du doch wohl eine etwas zu idealistische Anschauung. Estella ist jung, ihre Neigungen können noch wechseln. Sie wird den Mann lieben lernen, den die Erfahrung und der Scharfblick des Vaters für sie ausgesucht hat".

„Karl Kramer".

„Hast du etwas an ihm auszusetzen?"

„Diese Frage brauche ich dir wohl kaum zu beantworten. Karl und ich sind Freunde seit unserer Knabenzeit. Keinem würde ich Estella lieber und mit leichterem Herzen anvertrauen als ihm. Aber meine Freundschaft hat eine Grenze. Sie liegt da, wo das Wohl und Wehe meiner Schwester beginnt".

Der Konsul schüttelte wie verwundert den Kopf. „Ja, wie ist mir denn? Hat Estella sich jemals für irgendeinen jungen Mann aus unseren Kreisen interessiert? Ich glaube nicht. Hätte ich's gewünscht, so würde sie sich damals, ehe sie diese unglückselige Reise nach Tsingtau antrat, mit Karl verlobt haben".

„Kann sein", sagte der Arzt. „Ein Glück, daß sie es nicht getan hat, denn mir scheint doch, als ob sie erst jetzt dem Richtigen begegnet sei. Glaube nur nicht, daß ich die Lage nicht übersehe. Ich weiß, daß Karl todunglücklich sein wird, wenn die Freundschaft zu Ende geht. Er ist seit Jahren in Estella verliebt".

„Du meinst also und hältst es sogar für recht, wenn Estella auf ihrem Willen beharrt?"

„Ich meine nur, daß man einen so klaren Menschen, wie es Estella ist, in der ernstesten und persönlichsten Angelegenheit seines Lebens keinem Zwange unterwerfen darf".

„Mein lieber Herbert", sagte der Konsul, „ich komme noch einmal auf schon Gesagtes zurück. Nimm dir einmal deinen geliebten Don Quichotte aus dem Bücherschrank; der Spanier, der ihn geschrieben hat, ist ja nach deinem eigenen Ausspruch einer der weisesten Menschen, die gelebt haben. In ihm kannst du den folgenden Ausspruch lesen: Würde man jungen Mädchen erlauben, den Mann ganz nach ihrer eigenen Phantasie zu wählen, dann würde wohl manche irgendeinen buntbehangenen Spielmann erliesen, der zufällig am Fenster vorüberschreitet".

Der Arzt lächelte. „Wie gut du in der Literatur beschlagen bist, Vater! Aber Estella ist wahrhaftig kein leichtfertiges Mädchen und Ladenburg kein buntbehangener Spielmann. Auf der Reise hat er nicht einmal seine bunte Uniform mitgehabt".

Des Konsuls Gesicht ward röter. „Ich bin nicht zum Scherzen aufgelegt, Herbert. Brechen wir ab. Ich gebe es auf, dich als Vermittler anzusehen. Du bist nur der Anwalt deiner Schwester und hast kein Verständnis für meine Anschauungen. Mein Wille bleibt fest. Ich gebe diese Verbindung nie und nimmer zu. Aus dem Hause wird mir Estella ja nicht laufen."

„Sei beruhigt, Vater, sie weiß, was sie sich und uns schuldig ist. Dir aber muß ich mit allem Respekt doch sagen, daß ich deinen Standpunkt wahrlich nicht verstehe. Es müssen noch tiefere, mir unbekannte Gründe vorhanden sein".

„Wie", brauste der Konsul auf, „was soll das?"

„Verzeih', Vater, wenn ich dich verletzt haben sollte. Deine Kinder haben dich bis jetzt immer verstanden, es ist das erstemal, daß der gegenteilige Fall eintritt. Und nun sei gut und überwinde dich. Ladenburg ist expreß aus seiner Garnison hierübergekommen, um dir zwanglos vorgestellt werden zu können. Das verpflichtet doch zu nichts. Wie viele Leute führt man dir zu, ob einer mehr oder weniger, ist doch gleich".

(Fortsetzung folgt.)

— Treffend. „Sieh, dort geht Herr Schulze mit seinem Kind und seiner dicken, runden Gattin.

„Ja, mit Kind — und Kugel!"

— Schlagende Verbindung. A.: „Gehören Sie einer schlagenden Verbindung an?"

B.: „Ja, aber nur einseitig."

„A.: „Wie soll ich das verstehen?"

B.: „Ich bin Vater von vier Buben."

Requiem.

Von Ernst Zahn.

Die Hütte liegt am Vierwaldstättersee, in einem jener Winkel, welche die Sonne nur am Vormittag findet, wo kein Dampfschiff hält, der Sturm den schwarzen See hinpeitscht, aus der Sturmflut aber keine Welle an das Gestade rauscht. Die Hütte ist braungrau und hat ein Schindeldach, Schiebladen und kleine Fenster, aus denen sie auf eine grüne Ufermatte, einen Bestand flüsternder Rohre und hinaus auf den See sieht. Eine schmale Straße führt hinter dem Hause dem See entlang, und ein Nauen liegt im Schilf. Straße und Nauen bringen den Liberius Infanger, den Fischer, zu den Menschen, wenn er will. Jenseits der Straße ist Wald und Berg, dann jähe, graue Wand. Wer letztere erkletterte, käme nahe an die Gipfel, in deren Hut die Hütte liegt, die den ewigen Winter haben und das Leuchten um das weiße Haupt, von dessen Schönheit die lauten Menschen im Tal still werden. — Mehr nun will ich euch von dieser Hütte nicht sagen; denn eure Neugier soll sie nicht suchen. Das mögt ihr noch wissen, daß ein Dorf nahe ist und ein großes, weißes Kloster. Aber geht ihn nicht suchen, den Fischer Liberius. Was ich Schönes von ihm und seinem Hause sagen kann, ist nur da, weil sie beide die große Stille haben, der Mann und das Haus. Kommt ihr hin, ihr Leute, mit eurer Neugier und eurem Mitleid, selbst mit eurer freundlichen Liebe, so macht ihr mir den Fischer entweder scheu, dann schlüge er sich in die Berge — oder zutraulich, und dann schliffe er sich an euren guten Sitten, täte seine Augen eurem großen Leben auf und würde fremd in seinem Winkel.

Der Fischer Liberius Infanger ist hager, mittelgroß und hat einen schwarzen, kurz und rund geschnittenen Bart. Er ist weder schön noch häßlich, weil niemand sich die Mühe nehmen wird, darüber nachzudenken, welches von beiden er ist. Es wird ihn auch keiner wegen seiner Kraft bestaunen, wie man wohl den und jenen Gebirgler bestaunt. Zähe Glieder hat er deswegen doch und sehnige Fäuste, die den Nauen schon durch manchen Sturm über den See gezwungen haben.

Liberius hatte eine Frau, wie sie sie dazuland haben, bescheiden, aus armen Verhältnissen stammend. Sie war in einem benachbarten Dorfe daheim gewesen, wo er seine Fische zum Teil verhandelte. Mit siebzehn Jahren hatte sie den Liberius genommen. Ihre Liebesgeschichte ist weder lang noch außergewöhnlich. Mit einem Kirchweihtanz hat sie begonnen, mit ein paar heimlichen Zusammenkünften sich fortgesetzt, mit der Heirat geendet. Dann hob ein gemeinsames Hausen an, das sich in nichts von dem anderer Ehepaare unterschied, die schlecht und recht sich durchs Leben schlagen. Sie waren vergnügt beisammen, vielleicht um so vergnügter, weil die andern Menschen nicht zu nah bei ihnen wohnten. Die Isidore Infanger freute sich, daß der Mann nicht trank, wie der Vater und die Brüder daheim es getan, sah, wie er ein fleißiger und sparsamer Mensch war, tat es deshalb, fast ohne es zu merken, ihm nach.. Ein bißchen Eigensinn und Sonderkeit, aus vielem Alleinsein herausgewachsen, bemühten sie weiter nicht groß. Wenn er seiner Eigenliebe Worte gab, so hatte sie eine Zunge, die ihm nichts schuldig blieb. Einmal, als sie ins Zanken und Keifen kamen, hieb Liberius auch zu. Er fluchte nach landläufiger Art. Aber auch die Redensarten der Isidore waren nicht feiner als die anderer Weiber. Daß ihr mir also kein Wesen aus ihnen macht, nicht etwas Vornehmes hinter ihnen sucht oder meint, zwei solche lebten nicht mehr! In allen Dörfern, meine Heimat auf und ab, könnt ihr sie sehen, den Liberius und die Isidore. Meine Geschichte aber hebt jetzt an, an dem Tag, an welchem Liberius mit der Isidore zum Arzt nach Schwyz fuhr, weil sie seit Monaten schon einen grausamen Husten und engen Atem hatte. Sie waren ja just ein Jahr verheiratet an diesem Tag.

Der Arzt in Schwyz, ein wackerer, landauf und ab bekannter und gesuchter Mann, der nicht nur ein bedeutendes Wissen, sondern auch ein warmes und menschenfreundliches Herz hatte, sah sich Mann und Frau mit einem scharfen Blick über die Brille hinaus an; er war gewohnt, nicht nur den Patienten, sondern auch seine Umgebung zu betrachten. Dann lächelte er, weil ihm die scheue Unbeholfenheit, die er an seiner Bauernkundsame gewohnt war, an dem Infangerehepaar wieder besonders in die Augen sprang. Als er die Isidore untersucht hatte, lächelte er nicht mehr.

„Ihr seid noch jung, Frau," sagte er zu ihr. Seine Augen lasen dabei in ihrem Gesicht. „Ist schon jemand in Eurer Familie an dergleichen krank gewesen?" fuhr er dann fort zu fragen.

Ja, meinte Isidore, der Vater habe es ähnlich gehabt, wie sie, und eine Schwester gleichfalls, die aber gestorben sei.

Der Arzt nickte und freute sich innerlich, wie gut es eingerichtet war in der Welt: daß die Kranken heimlich über andere lächelten, die ähnlichen Leiden erlegen, als hätten jene es recht dumm angestellt, ob solcher Lappalie zu sterben. Er riet dann Isidore zu dem und jenem einfachen Mittel, die Kräfte zu heben, den Husten zu lindern usw. Zu Liberius sagte er: „Haltet sie gut, Mann, Eure Frau!"

Damit tat er ihnen die Türe seines Zimmers auf. Als sie aber schon an die Treppe gelangt waren, rief er, der auf der Schwelle stehen geblieben war, den Infanger noch einmal zurück. Er sah nachdenklich aus, fast als ob er den Blick erst jetzt und ungern von der Gestalt der Isidore nehme. „Ihr habt da eine zarte, saubere Frau, Infanger," sagte er.

Dieser machte ein halb verlegenes, halb vergnügtes Gesicht. Die Erinnerung durchzuckte ihn, wie an jenem Kirchweihtanz die Burschen sich um die Isidore bemüht hatten, und es schmeichelte ihm zum erstenmal, daß er die Umworbene besaß. Noch ehe er etwas sagen konnte, fuhr der Arzt weiter: „Es steht nicht am besten mit ihr, mit Eurer Frau, daß Ihr's wißt!" Er entließ ihn mit diesen Worten, kannte seine Bauern, wußte, wie wenig diese um Krankheit und Kranke sich kümmerten, und pflegte durch eine derbe Offenheit manchen zum Aufsehen zu bringen, der sonst von seinen Mitmenschen wie von seinem Vieh, unacht aller Gebrechen, Arbeitsleistung bis zum Zusammensinken forderte.

Liberius folgte seiner Frau die Treppe hinunter auf die Straße. Als sie wissen wollte, was der Arzt noch gesagt habe, war ihm selber dessen Wort noch nicht klar — denn dazuland sind sie langsam im Denken —, aber er fühlte instinktiv, daß die Isidore die Wahrheit nicht zu wissen brauchte.

„Du sollst nicht zu viel arbeiten, hat er gesagt," erklärte er ihr kurz.

Dann schritten sie nebeneinander vom Hause hinweg. Liberius war einsilbig, in Gedanken versunken. Da sah er den Doktor mit seiner Frau am offenen Fenster stehen. Sie schauten ihnen nach, und es war leicht zu erkennen, daß sie von ihnen gesprochen hatten. Aus Haltung und Gebärden sprach eine merkwürdige Anteilnahme an Isidore. Der Stolz stach den Liberius zum zweiten Male: Dein ist sie, die da, der die Leute nachsehen, als ob sie Gott weiß was wäre.

Darauf gingen sie fürbaß und zu einem Imbiß. Gegend abend erreichten sie Brunnen, wo des Liberius Nauen an der Lände lag. Sie hielten sich nicht auf. Die Isidore setzte sich in den Bug des grauen ungefügen Bootes, und Liberius nahm das schwere Ruder. Auf dieser Heimfahrt aber vollzog sich in dem Fischer der Wandel, um dessetwillen ich euch von ihm erzähle.

So lange noch der Lärm des Ufers zu ihnen drang, führten auch sie ein Gespräch: über das, was sie eben hinter sich gelassen, über die Fahrt, dann über ein — zwei Arbeiten, die ihrer daheim warteten. Als sie die Häuser von Brunnen nur noch als Steinfeld sahen, wurden sie still. Liberius hatte Rock und Weste weggelegt, stand aufrecht, die Aermel des baumwollenen Hemdes bis zum Ellbogen aufgekrempelt, und trieb mit gleichmäßigen Ruderschlägen das Boot vorwärts. Er brauchte weder auf Fahrzeug noch Stange zu achten, so vertraut waren ihm Weg und Beschäftigung. Seine langsamen Gedanken wanderten, gingen nach Schwyz und zum Arzt zurück und kamen wieder hinter ihm drein, machten den ganzen Weg noch einmal bis sie alle sich auf Isidore hefteten, die vor ihm im Nauen saß. Sie trug ihr schwarzes Sonntagskleid. Schlicht und ohne schmückende Krause schloß es sich oben um ihren Hals und um ihre feinen Handgelenke. Vielleicht hob die düstere Farbe die Blässe der Haut. Liberius hatte nie darüber nachgedacht, was für eine weiche, weiße Haut seine Frau hatte. Nun aber — — schau, schau, was das ein schönes Menschengesicht war, da in dem dämmernden Licht des Abends! Volles braunes Haar und braune Augen, Nase, Kinn und Ohr fast durchsichtig weiß! Liberius staunte. Dann fiel ihm etwas ein.

„Ist dir nicht kalt?" fragte er die Frau.

Sie lachte über die ungewohnte Teilnahme. Dabei aber war ihr wohlig zumut, als riesele ihr warme Sonne über den Rücken.. Allmählich kam ein Empfingen über sie, als sei Sonntag. Diese Reise! Sapperlot, es war etwas Seltenes, so müßig über den See zu fahren. Dabei der Mann so recht! Es war ihr, als ob ihr nichts mehr zu wünschen übrig bliebe.

Liberius ließ das Ruder, kam herüber und legte ihr den eigenen Rock über die Schultern, ihn unter dem Halse zuknüpfend.

„Du, so führe ich noch lange hin," sagte sie.

„Es ist schön auf dem See," gab er zurück und faßte die Stange wieder.

Sacht tauchte er das schwere Holz dann aus und ein. Das oft von Winden zerwühlte Wasser schien völlig entschlafen. Seine steilen, steinernen Ufer ragten auf, und das Buschwerk hing reglos aus grauen Wänden. Die Tannen standen schlank und still auf ihren Felstürmen. Selbst ein paar weiße Wolken, die hinter den Bergen blitzten, kamen nicht ins Wandern, waren wie festgewachsen am Gebirg.

„Es ist schon Betzeit," sagte Isidore und begann, ihr Ave-Maria vor sich hinzusagen.

Sie näherten sich ihrem Hause. Auf dem Klostertürmchen läutete die Glocke. Die Töne kamen ihnen entgegen, schienen rings um sie in den stillen See zu sinken und in den Tiefen fortzuläuten. So von den Glockenstimmen umsungen, machten sie den letzten Teil ihres Weges.

Beim Aussteigen half Liberius seiner Frau. Dann trug er ihr das Wasser ins Haus, das sie sonst selbst vom Brunnen holte, und als er sich bei angebrochener Dunkelheit auf die Bank am Hause setzte, rief er sie zu sich; sie mußte sich neben ihn setzen.

Von nun an begann für die beiden eine Zeit, die voll einer merkwürdigen Ruhe war. Die Ursache dafür lag zunächst in Liberius. Aus der kleinen Freude über die Teilnahme des Arztes an Isidore wuchs ein immer größeres Gefallen an ihrem Besitz heran. Es würde vielleicht nicht so stark geworden sein, wenn nicht neben ihm die Furcht vor dem baldigen Verlust gewohnt und wenn nicht auch die Frau in diesen Tagen sich von ihrer besten Seite zu zeigen begonnen hätte. Die Anhänglichkeit, die in seinem Wesen lag, weckte auch ihre Liebe, die noch frisch und unzerteilt war, zu stärkerem Leben. Sie zahlte ihm einen kleinen Dienst mit zweien, und so kamen sie allmählich in ein gegenseitiges Einanderzugefallenleben hinein, das ihrem Hausen eine große Behaglichkeit gab. Sie hatten den ganzen schönen Sommer vor sich, die Zeit, in der die Freude am besten gedeiht. Die Isidore fühlte sich wohl, den lästigen Husten und eine schwere Mattigkeit abgerechnet. Sie besorgte nach wie vor den Haushalt und den kleinen Garten, der nun voll bunten Blütengeuzs stand. Die Zufriedenheit, die sie beide beseelte, ließ sie auch das kleine ärmliche Haus und das Geviert, wo die Blumen fast wuchernd wuchsen, in einem verklärenden Lichte sehen. Sie kamen sich reich vor im Bewußtsein, daß alles ihnen gehörte. Mit einer schweigenden Fröhlichkeit gingen sie durch Haus und Garten; manchmal rührten sie unbewußt draußen eine Blume an, und es tat ihnen dabei wohl, zu wissen, daß sie ihr Eigentum war, und manchmal wiederum, wenn sie in die niedere Stube traten, quoll ihnen das warme Blut zu Herzen, weil sie ihnen hell und behaglich erschien, wie keine andere. Mit zwei Fenstern blickte diese Stube auf den See hinaus, über dem die Lichter wechselten, das reine des Morgens, das heiße des Mittags und das geheimnisvolle des Abends, die Flammen des schweren Sommertags und der fast erlöschende Schein zur Gewitterzeit. Oft, wenn der See raste und dem Fischer die Ausfahrt wehrte, saßen sie beisammen am Fenster und schauten hinaus. Und während der Regen an die Hauswände peitschte und der Donner rollte von Berg zu Berg, überall zurückprallend, wie ein Riese murrend im Kerker ohne Ausweg, saßen sie da, die Isidore mit einer Arbeit, Liberius mit der Pfeife, sagten sich nicht viel und hatten auch keinen Wunsch in sich, der sie gesprächig gemacht hätte.

Nach den Menschen trugen sie in diesen Wochen kein Verlangen. Seinem Handel ging Liberius nach, dann blieb die Frau zu Hause; aber am Sonntag schritten beide miteinander zur Kirche. Dann sprachen sie mit den Dorfgenossen, waren in nichts anders als jene, begaben sich nur unwillkürlich bald wieder auf den Heimweg.

Der Sommer hätte wohl vierzehn Tage länger dauern können, als plötzlich ein Wetterumschlag eintrat. Heftige Gewitter setzten ein, die in kalten Regen übergingen. Dann fiel Schnee in den Bergen und hinab bis in die niederen Alpen, ein rauher Westwind strich über den See. Isidore fröstelte, hustete stärker; dann mußte sie sich legen. Liberius ging zum Arzt nach Schwyz, der gab ihm neue Mittel mit. „Aber," sagte er, „lang werdet Ihre Eure Frau nicht mehr behalten."

Dennoch erholte sie sich. Aber Liberius betrachtete sie von da an manchmal heimlich, und dann kam sie ihm fremd vor; zuweilen kroch eine leise Scheu vor ihr in ihm auf. Er hielt sich aber noch mehr in ihrer Nähe, wußte es nicht, fühlte sich aber nicht wohl, wenn sie nicht bei ihm war. Nicht, daß irgend eine landesungewohnte Zärtlichkeit zwischen ihnen gewesen wäre. Jedes ging seiner Arbeit oder hing seinen Gedanken nach. Ihre Art blieb rauh; aber den raschen Zorn hielt Liberius nieder, sobald er seine Frau ansah, und sie hatten beide eine Art Scheu vor irgendwelcher Sünde, selbst vor dem Gebrauch ihnen sonst geläufiger Schimpfwörter. Die Ehrfurcht vor etwas Großem, Geheimnisvollem, das in naher Zukunft über sie kommen wollte, machte sie still und fast gut.

Unvermutet kamen die Herbsttage. Ueber der Hütte lag eine wundervolle Klarheit. Die Berge schienen gewachsen und der Himmel weit. Langsam kamen die Wolken gezogen, einzeln und leise, heran, vorüber. Fast so lautlos glitt des Liberius Nauen über den See, wenn er täglich zum Fischfang ausfuhr. Die Isidore fehlte nie im Boote. Liberius warf die Netze und zog sie wieder ein oder saß stundenlang, die Angel in der Hand. Des Liberius Gedanken beschäftigten sich viel mit der jungen Frau. Es fiel ihm ein, wie seltsam es sei, daß dieser Mensch da neben ihm gleichsam vor einem Wege stand, der aus der Welt führte. Er sah diese Welt an, und die Isidore tat ihm leid darum, daß sie nicht darinnen bleiben durfte. Weil jene im Begriff war, sie zu verlieren, erschienen ihm die Heimat, der Tag schöner, als er sie je gekannt hatte. Sein Blick wurde groß, etwas Versonnenes trat hinein. Etwas Versonnenes kam allmählich in beider Wesen, das des Liberius und das der Isidore.

Wann das Kloster läutete, fuhren sie heimzu — langsam — über den glatten See. Hinter ihnen versank die Ferne in Dunst und Nebel.

Eines Tages fühlte die Frau sich besonders schwach. Aber draußen war es so strahlend hell, daß sie nicht daheim bleiben wollte. Sie verbrachten Stunden auf dem See. Mit dem Abend wurde es kühl. Liberius schlug eine Decke um die fast kindlich zarte Gestalt seiner Begleiterin. Dann trieb er den Nauen heimwärts. Auf einmal hob im Kloster drüben ein Musizieren an. Die musikkundigen Nonnen übten eine Totenmesse ein. Die Orgel rauschte. Dann, wie aus einer dunklen Tiefe brechend, erhoben sich die Stimmen der Nonnen über den Orgelklang: „Requiem aeternam dona eis". Sie lösten sich aus dem dumpfen Grunde der Orgelstimme, dann aus dem Bau des grauen Klosters, und kamen, wie mit weitem Schwingenschlage, über den See daher. Es war, als wandere der Gesang weithin über das Wasser, leiser und ferner: „Requiem!" und als fänge es an den Bergen: „Requiem aeternam", und als verlören sich die Stimmen hoch im Himmel: „Requiem! Requiem aeternam dona eis."

Liberius ruderte sein Boot. Die Isidore saß zusammengekauert im Bug. Dieselbe Stille wie seit Wochen war über ihnen. — — —

Die Isidore verging in dieser Nacht. Erst am Morgen sah der Fischer, daß sie tot war. So leise war das Sterben über sie gekommen. Als ob sie die große Ruhe, welche die Hütte und das Leben darin erfüllte, durch ihr Davongehen nicht hätte stören wollen!

Liberius begrub sie. Er gebärdete sich nicht anders als andere, denen die Frau stirbt, sprach über den Tod mit den Dorfgenossen: „Ja, das ist nun so!" Lange gewußt hat man es ja!"

Es war ein trockenes Wort. Er trank nachher sein Glas im Wirtshaus, stopfte beim Nachhausegehen die Hände in die Taschen und ging, als er seine Hütte wieder betrat, an das Ausbessern eines Netzes, als sei er eben nur für einen Augenblick von dieser Arbeit aufgestanden.

Und dennoch — dennoch: die fremde Stille liegt noch über dem Seewinkel, wo Liberius wohnt. Ueber der Hütte und über ihm. Wenn ihr ihn auswärts seht, dürr, braun, mit eckigen und scharfen Zügen, das Gesicht von dem runden, kurzen Bart und dem wolligen schwarzen Haar wie von grobem Moos gerahmt, glaubt ihr es nicht. Dennoch — es ist so! Eine Verträumtheit ist an ihm, eine Art Andacht. Ich wohne manchmal dort, seit ich durch Zufall den Weg zu ihm und seiner Freundschaft fand. Nicht, weil er unterhaltsam ist oder — oder — besonders merkwürdig. Wir können stundenlang auf dem See oder in der Hütte beisammen sitzen und nicht reden. Nur — gerade in dem Schweigen liegt es. Etwas von dem Bann, den die schwere Krankheit der Isidore über ihn und das Haus gelegt, eine ruhige Wunschlosigkeit und eine seltsame Freude an den Gaben des Augenblicks, etwas Feierliches, wie von der noch immer atmenden Nähe eines Todes.

— Das Schlimmste. Alte Jungfer: „Der Sekretär Zipfel ist der schlechteste Mensch, den ich kenne, und — Junggeselle ist er auch noch."

— Unerwartete Entdeckung. „Warum tat denn Schulze noch seiner Verurteilung so stolz?"

„Man hatte ihm auf zwei Jahre die Ehrenrechte abgesprochen, und er wußte garnicht, daß er bis dahin überhaupt welche hatte."

Die Weibchen des australischen wilden Puters legen ihre Eier in gewöhnliche Nester von der Größe eines halben Buschels, bedecken sie mit Erde und verwesenden Stoffen und überlassen es der darin sich entwickelnden Hitze, sie auszubrüten.

Die neueste Erfindung auf dem Gebiete der Kraftwagen-Industrie ist ein Kohlenwagen mit vier verschiedenen Abteilungen, der so genau balanziert ist, daß ein Mann die einzelnen Abteilungen mit der Hand umkippen und entleeren kann.